

Dompredigerin Dr. Petra Zimmermann

17. Sonntag nach Trinitatis, 8. Oktober 2017, 10 Uhr

Predigt über Markus 9, 17-27

Die Heilung eines besessenen Knaben

Gnade sei mit euch und Frieden von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Jesus Christus. Amen.

Der Predigttext für diesen Sonntag steht im Evangelium nach Markus

17 Einer aber aus der Menge sagte zu Jesus: Meister, ich habe meinen Sohn hergebracht zu dir, der hat einen sprachlosen Geist. **18** Und wo er ihn erwischt, reißt er ihn zu Boden; und er hat Schaum vor dem Mund und knirscht mit den Zähnen und wird starr. Und ich habe mit deinen Jüngern geredet, dass sie ihn austreiben sollen, und sie konnten's nicht.

19 Er antwortete ihnen aber und sprach: O du ungläubiges Geschlecht, wie lange soll ich bei euch sein? Wie lange soll ich euch ertragen? Bringt ihn her zu mir! **20** Und sie brachten ihn zu ihm. Und sogleich, als ihn der Geist sah, riss er ihn hin und her. Und er fiel auf die Erde, wälzte sich und hatte Schaum vor dem Mund.

21 Und Jesus fragte seinen Vater: Wie lange ist's, dass ihm das widerfährt? Er sprach: Von Kind auf. **22** Und oft hat er ihn ins Feuer und ins Wasser geworfen, dass er ihn umbrächte. Wenn du aber etwas kannst, so erbarme dich unser und hilf uns!

23 Jesus aber sprach zu ihm: Du sagst: Wenn du kannst! **Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.** **24** Sogleich schrie der Vater des Kindes: **Ich glaube; hilf meinem Unglauben!**

25 Als nun Jesus sah, dass die Menge zusammenlief, bedrohte er den unreinen Geist und sprach zu ihm: Du sprachloser und tauber Geist, ich gebiete dir: Fahre von ihm aus und fahre nicht mehr in ihn hinein! **26** Da schrie er und riss ihn heftig hin und her und - fuhr aus. Und er lag da wie tot, sodass alle sagten: Er ist tot. **27** Jesus aber ergriff seine Hand und richtete ihn auf, und er stand auf

Am Ende reicht Jesus dem Jungen die Hand. Und der Junge ergreift die Hand. Hand in Hand. Und der Junge ist geheilt. Was für ein Moment muss das gewesen sein! Was für ein Moment wäre das für mich, wenn die Hand mich herauszieht aus der Welt der Dämonen. Was für ein Moment, wenn die Krallen, mit denen die Angst mich im Griff hatte, sich lösen. Wenn der Atem wieder zu fließen beginnt, wenn ich nach der Zeit des Entsetzens, als meine Welt keine Sprache mehr hatte und meine Ohren keinen Laut mehr vernehmen konnten, als ich wie ein Stein hin und hergeworfen von fremder Gewalt, als ich nach all dem meine Stimme wiederfinde. Was für ein Moment, wenn ich mich aufrichte, und die Beine mich wieder tragen. Wenn mein Blick sich hebt, und die Ungeheuer sind fort, und ich schaue in ein Gesicht, das mich ansieht – ohne Arg. Und ich bin geheilt. Was für ein Moment! Für den Jungen, für den Vater, für die Zuschauer, für die Jünger.

Richten wir unseren Blick zunächst auf sie, die Jünger Jesu. Sie waren zurückgeblieben, als Jesus mit wenigen Auserwählten auf den Berg Tabor gestiegen war. Sie, die Zurückgebliebenen, hatten es ja versucht, den Jungen zu heilen. Ihnen war dieses schwerkranke Kind vor die Füße gelegt worden. Dazu die inständige Bitte eines verzweifelten Vaters: Helft ihm! Sie hatten es versucht. Sie, die Begleiterinnen und Begleiter Jesu, sie, die ihm nachgefolgt waren auf den Straßen, durch die Dörfer und Städte. Sie, die so vieles gesehen und gehört hatten. Er hatte Kranke geheilt, Tausende mit wenigen Broten satt gemacht, dem Sturm auf dem See Einhalt geboten und über das Wasser war er zu ihnen gelaufen. Erschreckend und geheimnisvoll war es gewesen. Nicht zu fassen mit menschlichen Erklärungen. Er hatte sie an ihre Grenzen führte und sie ermutigt, weiter zu gehen. Über alle Grenzen hinaus. Die Jünger, sie hatten ihm

ihr Leben verschrieben, waren Zeuginnen und Zeugen seiner Macht. Und nun steht vor ihnen ein verzweifelter Vater und bittet sie um Hilfe. Um sie herum die Menge von Passanten und Voyeuren, die Schar der Kommentatoren und Besserwisser. Die Jünger haben es versucht, das Kind zu heilen. Aber sie vermochten es nicht. Und als Jesus endlich dazu kommt, nur sein abweisender Kommentar: „O du ungläubiges Geschlecht, wie lange soll ich bei euch sein? Wie lange soll ich euch ertragen?“

Und da steht der Vater, das kranke Kind in den Armen. Er hatte so vieles versucht, nun waren sie seine letzte Hoffnung gewesen. Sein inständiges Bitten. Seine flehenden Augen. Sie sollten sein einziges Kind erretten aus den Fängen eines bösen Geistes, einer Krankheit, eines Dämons. Was wusste er schon, was dem Kind da ans Leben wollte.

Enttäuschte Erwartungen. Ein Vater sucht Hilfe für seinen Sohn und findet sie nicht. Eine alleinerziehende Mutter sucht einen Kindergartenplatz für ihre Tochter und findet sie nicht. Ein Geflüchteter sucht eine Wohnung. Und viele andere dazu. Einsame suchen Liebe. Trauernde suchen Trost. Vertriebene suchen ein Zuhause. In der Schar derer, die sich über die Jünger beklagen, werden irgendwo auch wir mit unseren Vorwürfen stehen.

„Wie lange soll ich euch ertragen?“ „Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.“ Wer wirklich glaubt, kann selbstverständlich heilen. Wer glaubt, kann einem Leichnam befehlen: Komm zurück ins Leben. Wer glaubt, kann einem Berg befehle, hebe dich zur Seite, und er folgt aufs Wort. Die Jünger konnten es nicht, so wie wir es nicht können. „O du ungläubiges Geschlecht!“ Das sitzt. Das beschämt.

Liebe Gemeinde, wie ist das mit unserem Glauben? Aber unser Glaube, das ist schon ganz falsch benannt. Wie ist es mit meinem und mit deinem und deinem Glauben? Der Glaube wird so unterschiedlich sein, wie wir unterschiedlich sind. Vielleicht war das einmal anders. Vielleicht gab es das mal, den einen Glauben, in dem alle sich fanden, in dem alle wussten, was das war, und Antwort geben konnten auf die Fragen: Was glaubst du? Und die Antworten glichen sich und waren miteinander im Gespräch und konnten sich gegenseitig wiedererkennen. Ein gemeinsames Ganzes. Vielleicht gab es das mal – diese Mitte, aus der heraus alle ihr Leben lebten und es verstanden und glaubend bedachten. Vielleicht - aber ganz sicher bin ich mir nicht. Vielleicht war es auch nur der Zwang, der alle beieinander hielt. Gottesdienstzwang, Bekenntniszwang. Glaubenszwang. Die Herrschenden entschieden sich für ein Bekenntnis und die anderen hatten zu folgen.

Wir hingegen dürfen glauben, was wir wollen. Probieren aus, was uns gefällt, was uns einleuchtet, und das mag wechseln je nach Lebensalter und Herkunft und zufälligen Begegnungen. Aber was heißt schon Zufall? Uns jedenfalls ist der Glaube nur noch im Plural zugänglich – wenn überhaupt. Brüchig ist unser Glaube häufig genug. Zerlegt in einzelne Facetten, so wie die Spiegelskulptur das Bild des Domes zerlegt in einzelne Teile, und jeder und jede sieht ein eigenes Bild. Und wenn ich meinen Ort im Raum verändere, gerät mit der veränderten Perspektive ganz anderes in den Blick. Und je nach den Lichtverhältnissen des Tages erscheint mir die Skulptur strahlend hell oder verdüstert, sehe ich Farben oder verschattetes Grau. Zersprengt das Bild. Verschoben die Proportionen, so wie das Bild zerstückelt ist, das ich mir von meinem Glauben mache.

„Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.“ Und der verzweifelte Vater schreit seine Not heraus: Ich glaube, hilf meinem Unglauben. Der Vater spricht diesen Satz stellvertretend für alle. Stellvertretend für die Jünger, die es nicht vermochten, seinem Sohn zu helfen. Stellvertretend für uns, die wir es nicht vermögen. Ein Hilferuf. Und ein unverblümtes Eingeständnis. Schau mich an, wie ich bin. Wie es mir geht. Ich bin hin- und hergerissen. Bin zutiefst gespalten. Kaum glaube ich, zu glauben, lacht es höhnisch in mir: Gib's auf, es ist alles nur eine große Illusion. Ein heiliges Theater, um das Leben ertragen zu können. Ein eitler Menschheitstraum, weil wir uns mit dem Tod so schwertun. Aber kaum versuche ich mich abzufinden mit einem Leben ohne Gott, mit der metaphysischen Leere, da treibt mir die Sehnsucht die Tränen in die Augen. Dann tasten meine Gedanken umher und ich suche nach dieser Hand, die sich mir entgegenstreckt und die es doch gar nicht geben kann. Manchmal zieht mich ein Gedanke weit hinaus und ich meine, etwas wie ein Jenseits zu erahnen. Dann wieder befällt mich die Angst, von den modernen

Mitmenschen verachtet und verlacht zu werden. Diese Grenze zwischen Glaube und Unglaube, das ist wohl der Ort der meisten von uns. Auf der Grenze, dort wo die tektonischen Platten von Glaube und Unglaube aneinander reiben und die Erde bebt.

Ich glaube..., haben wir in unserem Bekenntnis gesprochen. Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen... nach jeder Lesung des Evangeliums antworten wir mit diesem Bekenntnis. Credo, ich glaube. Eingebettet in den Chor der Stimmen sprechen wir, in einem gemeinsamen Atem. Weiß ich, was die Worte bedeuten? Meinen wir alle dasselbe? Ich sehe mich unter uns um. Viele stimmen ein, manche laut, manche leise, manchen sind die Worte von Kindheit vertraut, andere tasten sich an dem gedruckten Text entlang. Leise oder laut, verhalten oder im Brustton der Überzeugung. Und ich ahne: kaum jemand meint hier dasselbe. Ich sehe Kinder mitsprechen, was stellen sie sich vor unter einem „eingeborenen Sohn“ und wo ist das „zur Rechten Gottes“? Ich weiß von manchen, die beim Sprechen des Bekenntnisses auswählen, was sie zu sagen vermögen und was nicht. „Geboren von der Jungfrau Maria“, das lasse ich immer aus, sagte mit jemand. Ein anderer gerät bei der „heiligen christlichen Kirche“ ins Stottern, macht sich Gedanken zur „Gemeinschaft der Heiligen“, die so wenig zu erleben ist. Und kommt erst bei der Auferstehung der Toten wieder in den Rhythmus der anderen hinein. Man mag nichts bekennen, was man nicht wirklich, mit eigener Überzeugung füllen kann. Doch ich frage mich, ob nicht etwas anderes beim Sprechen des Bekenntnisses geschieht. Kann der Inhalt von Wort für Wort entscheidend sein? Wenn ich sage, „ich glaube“, reicht das nicht immer tiefer als ich es verfolgen kann. Tiefer als das Verständnis eines jeden Wortlautes. Der Theologe und Dichter Christian Lehnert sagt es so: Ich glaube, das heißt: ich vertraue mich einem Geheimnis, einer Kraft an, die mich fortträgt. Der Sog der angehängten Sätze führt mich fort ins Unbekannte, ich kreuzele wie in einem Strudel, unvorhersehbar auf einen Gott zu, den Worte und Sprachbilder nicht annähernd fassen, Was auch immer ich bekenne – es ist zu wenig. Es bleibt hinter dem zurück, was geschieht.“ Und er fährt fort: In den Worten sage ich nicht etwas aus, sondern es kommt mir etwas entgegen, „Gott“... Meine Antwort besteht nur an der Oberfläche aus Worten oder Überzeugungen, sie umfasst eigentlich mein ganzes Leben und alle Etagen meines Wohnens und Wirkens in der Welt, auch die fremden Regungen im lichtlosen Keller meiner Seele.“ (Der Gott in einer Nuss, 2017, S. 145)

Liebe Gemeinde, am Ende bleibt uns wohl nur, in den Schrei des Vaters einzustimmen: „Ich glaube, hilf meinem Unglauben“. Und wenn wir so sprechen, haben wir schon angefangen zu beten. Hilf meinem Unglauben, Gott, hilf mir, wenn ich vom Zweifel zermürbt werde, oder, schlimmer noch, wenn ich dich zu vergessen beginne. Hilf mir in den Zeiten, in denen ich nicht mehr hoffen kann, dass du Gutes für mich bereithältst. Wenn ich nur noch getrieben bin von meinen eigenen Zielen und Wünschen und Absichten und der Angst, daran zu scheitern. Komm mir entgegen, richte mich auf. Und dann kann es sein, dass in den zerbrochenen Facetten meines Glaubens, in all dem suchen und Abtasten mein Blick an dem Einen sich festmacht. Der Christus, die Arme weit geöffnet, wie um uns zu empfangen. Amen.